

Türken sind nun mal von Natur aus Untermenschen.“ „Die Frau taugt nur als Matratze, wann immer der Mann Lust hat.“ „Alle Schwulen gehören ins KZ, denn die haben uns AIDS eingebracht.“ Wie weit käme wohl einer, wenn er zum flotten Disco-Rhythmus solche Sprüche ablassen würde? Die Sender würden die Platte zu Recht nicht spielen, es gäbe Boykott-Aktionen gegen die Plattenfirma, die solches Produkt vertreibt, die liberalen Feuilletons würden schäumen, die Grünen würden verständlicherweise Strafanzeige wegen Volksverhetzung erstatten.

Nun aber dies: „Die Weißen stammen eigentlich von den Affen ab, denn mit denen haben sie's doch getrieben, da drüben in ihren kaukasischen Bergen.“ Oder: „Schwule taugen nichts für die Volksgemeinschaft“. Und: „Die schwarze Frau ist immer vom weißen Mann unterstützt worden, denn der weiße Mann wollte immer die schwarze Frau haben.“ Letztlich: „Wenn sich die Palästinenser mal richtig bewaffneten, in Israel einmarschierten und alle Juden töteten, wäre das prima.“ Das ist Original-Interviewton Public Enemy, die auf ihrem neuen Hip Hop-Album „It Takes a Nation of Millions to Hold Us Back“ Frauenhass, Minderheiten-Verachtung, Rassenhetze, Sektenfanatismus ungehemmt ausbreiten. Protest gibt's keinen von den Feuilletons, sondern Lob. Zwar winden sich einige Rezensenten und möchten manche Interview-Außerungen „so nicht stehenlassen“; aber andererseits: Die Schwarzen haben's immer so schwer gehabt in der amerikanischen Unterdrückungs - Gesellschaft. Da wollen wir mal nicht so ein. Da müssen wir Verständnis haben. Das dient doch der schwarzen Selbstfindung.

Also, erst einmal: Selbstfindung auf Kosten anderer ist inakzeptabel, überall, ohne Ausnahme. Außerdem: Hier reckt der miese Philo-Negroismus, analog zum Philosemitismus, sein häßliches Haupt. Scheinheilige Anteilnahme, pharisäerhafte Toleranz, verlogene Sympathie. Wer Juden, Schwarze, Schwule, Frauen, Indianer

oder Linkshänder ernst nimmt, der hebt sie nicht auf ein Podest, verkürt und verkleistert nicht alles, sondern gesteht ihnen auch zu, so mies, kleinkariert, schäbig, ungerecht, ekelhaft und kritikwürdig zu sein wie alle. „Der Jude ist erst dann anerkannt“, hat mal jemand gesagt, „wenn man ihm auch zugesteht, ein Schweinehund zu sein.“ Wie weit wir von dieser Selbstverständlichkeit noch entfernt sind, hat die Millionen-Betrugs-Affäre um Herrn Nachmann gezeigt. „Ausgerechnet ein Jude!“ Ja, warum denn nicht?! Weil die Juden durch den Holocaust gegangen sind, dürfen sie jetzt zur Strafe keine allzumenschlichen Schwächen mehr haben, sondern müssen gut, edel, lieb, pflegeleicht sein. Das ist die Unbarmherzigkeit des Philosemitismus.

Nicht anders ist es mit den Schwarzen. Da steht im TIP eine verheerende Rezension des Eddie Murphy-Films „Raw“, in der vor allem seine niederträchtige Frauenverachtung gegeißelt und Eddie als „abgefacktes Arschloch“ bezeichnet wird. Prompt kommt Leser-Reaktion, nicht etwa wegen der Fäkal-Vokabeln, sondern: „Was wissen wir Weiße, wie einem Menschen im Getto zumute ist.“ In der Tat recht wenig. Bloß: Eddie Murphy

wird's auch nicht wissen, denn er hat nie im Getto gelebt, sondern ist in ordentlichen Mittelklasse-Verhältnissen in New Jersey aufgewachsen. Aber da war sofort wieder der philonegroide Stereotyp da: Der arme Schwarze hat's nicht leicht, und wir Weißen sind irgendwie dran schuld; da darf er sich mal 'n bißchen austoben.

Nichts darf er. Niemand darf jemals irgendetwas als Vorwand nehmen, um anderen die Menschlichkeit streitig zu machen. Es ist eine Sache, ob wir die Ursachen verstehen, die jemanden dazu bringen, so krass zu reagieren. Es ist aber eine ganz andere Sache, diese Verhaltensweise gut zu finden und zu fördern. Die amerikanische Gesellschaft ist total verkorkst, vom Schmelztiegel-Ideal mehr denn je entfernt. Pro forma gibt es keine Diskriminierung mehr; doch die heimliche Rassentrennung ist

um so virulenter. Auf der Oberfläche haben sich die Beziehungen zwischen den Rassen in eine Art Waffenstillstand ergeben: Tust Du mir nichts, tu ich Dir nichts. Das geht dann soweit, daß in Hollywood-Filmen Schwarze nach Möglichkeit nicht als Übeltäter vorkommen — eine Überreaktion, nachdem jahrzehntelang Dienstboten, Straßenräuber, Nuten und Drogendealer immer schwarz waren. Auch im Fernsehen kommen Schwarze nur als Neutren vor. Rassenunterschiede und -konflikte werden gelegentlich scherzhaft angesprochen, aber nur als Augenblicks-Komik zugelassen. Die weiße Mehrheit vor dem Bildschirm soll sich nicht unbehaglich fühlen.

Natürlich haben die Weißen in Amerika ein schlechtes Gewissen, und sie haben auch allen Grund dazu. Deshalb wird

MUSIK

DER RADIKALE SCHICK

In den Texten der Rap-Musiker von Public Enemy bis Schoolly D wird offen Rassismus betrieben. Die Presse aber toleriert das. Warum eigentlich?



der Schwarze tabuisiert. Kritik an schwarzen Politikern, Religionsführern, Künstlern, findet kaum statt. Keiner wagt offen zu sagen, daß schwarze Demagogen wie Louis Farrakhan, den die Public Enemy-Leute und Afrika Bambaataa respektierten, mit seiner Hitler-Bewunderung ein mieser faschistischer Rechtsaußen und Agitator für den Pöbel ist. Selbst Jesse Jackson konnte sich nicht ganz von Farrakhan distanzieren. Er selbst war ja auch nahezu immun gegen Kritik. Natürlich ist er unfähig, Präsident zu werden, nicht weil er schwarz ist, sondern, weil er außer flotten wohlfeilen Sprüchen kein seriöses Argument drauf hat, das ihn als Leader qualifiziert. Es wäre ja nichts Schlimmes, dieses offen auszusprechen. Wer ist nicht alles ungeeignet, Präsident zu werden, und trotzdem ein hochanständiger Mensch? Jesse Jackson als Symbol für schwarze Hoffnungen bleibt doch von der Kritik an seinen präsidentiellen Fähigkeiten unberührt. Aber diese Kritik kam nicht. Das hätte ja den Journalisten als Rassismus ausgelegt werden können. Gedacht haben sie sich gewiß ihr Teil. Mit dieser Unehrllichkeit, dieser Verklemmtheit und Verstecktheit lebt die amerikanische Gesellschaft. Bis es eines Tages zum ganz großen Knall zwischen den Rassen kommt.

Genauso unehrlich, so widerwärtig philonegroid sind viele Rock-Kritiker hierzulande, wenn es um Rap-Musik geht. Das Repertoire von Schoolly D, zum Beispiel, besteht fast nur aus „fuck“, „motherfuck“, „bitch“ und „faggot“. An so etwas ziehen sich die Freunde des radikalen Schick hoch. Diese Rapper sagen, „wie's ist“. „Unbarmherzigkeit des Getto-Alltags“ klingt aus ihren Macho-Sprüchen. Der „Terror der Straße“ entläßt sich „in brutalen Wortkaskaden“. Das macht deutsche Rock-Feuilletonisten heiß. Da kommt Michael Jackson nicht mit. Ich habe zu Hause eine Platte mit selbstgesungenen Liedern des Massenmörders Charles Manson. Als *Dokument* einer schwer geschädigten Seele ist diese Platte auf schreckliche Weise

faszinierend. Mehr aber auch nicht. So ist Rap-Musik als *Dokument* der Sprachlosigkeit, der gestörten Beziehungen, sozialen Wirren im Getto sicherlich interessant. Grandmaster Flash haben ja mit einer Reihe Songs brillante Zeitaufnahmen aus den schwarzen Elendsquartieren gegeben und sich gegen Drogen und Gewalt ausgesprochen. Doch Rapper wie Public Enemy, IceT, Schoolly D wollen gar nicht aufklären, informieren, erziehen, erhellen. Sie verbreiten die miesen Standard-Klischees und billigen Vorurteile, wie sie überall in Vorstadt-Vierteln unter Leuten mit geringem sozialen Bewußtsein herrschen. Man braucht sich ja nur einmal in den entsprechenden Berliner Vierteln umzuhören, was dort über Türken, Emanzen, Alternative, Punks und Tunten gedacht wird. Diese verkorksten Meinungen aber nun als Rock-Philosophie zu feiern, kann nur Leuten in den Sinn kommen, die Randle und Bambule als geilen Kick empfinden, solange ihnen die Fensterscheiben nicht eingeschlagen werden.

Die Schwarzen sind für diese Philonegroiden als Tanzbären gerade recht. So widmet sich das Pop-Blatt „Spex“ in einer seiner Sommerausgaben scheinheilig der Hip Hop-Musik, fühlt sich pflichtgemäß bei den Rassisten von Public Enemy etwas unbehaglich, hat aber nichts gegen „die Neger“. Ja: „Neger, Negermusik“, „Negerabteilung bei WOM“ sind Ausdrücke, die in „Spex“ und ähnlichen Publikationen dauernd vorkommen. Der deutsche Herren-Journalist nimmt sich heraus, mit Vokabeln, die längst einen Wertewandel erfahren haben, selbstherrlich umzuspringen. Und da entlarvt sich dann das ganze Pro-Black Power-Getue als Schwindel. Die anhaltende Einschätzung schwarzer Menschen als zweitklassige Amüsier-Neger wird getarnt mit modischer Toleranz, weil es „in“ ist, black music zu mögen.

Barry Graves